

MERLIJN SCHOONENBOOM

EIN PALAST FÜR DIE REPUBLIK

EINE KLEINE GESCHICHTE DER GROSSEN
DEUTSCHEN SUCHE NACH IDENTITÄT

Aus dem Niederländischen von
Birgit Erdmann



Copyright © 2019 by Merlijn Schoonenboom
Original title *Een kleine geschiedenis van de grootste Duitse worsteling*
First published in 2019 by Em. Querido's Uitgeverij, Amsterdam

PROLOG

- 7 *Ein Kreuz auf dem Schloss*
- 1.
- 17 *Ein neues Ideal*
- 2.
- 35 *Die Suche beginnt*
- 3.
- 59 *Die Abrechnung mit der Geschichte*
- 4.
- 78 *Die Rückkehr der Nation*
- 5.
- 102 *Das Augenzwinkern des Kosmopoliten*
- 6.
- 125 *Die Versöhnung mit der Geschichte*
- 7.
- 148 *Die Schattenseite des aufgeklärten Deutschlands*
- 8.
- 166 *Kunstblut für den Gutmenschen*
- 9.
- 192 *Der ideologische Grabenkrieg*
- 10.
- 214 *Der Zweifel in der Mitte*
- 11.
- 237 *Die neue Suche*
- 12.
- 253 *Die dynamische Tradition*
- EPILOG
- 274 *Die Konfrontation*
- 284 Dank
- 285 Quellen- und Literaturverzeichnis
- 292 Register

DIE FRAGE

„Kreuz oder kein Kreuz?“ Der Zug um den Mund des Moderators wird härter, seine Augen funkeln. Jetzt heißt es alles oder nichts, das ist klar, hier gibt es keinen goldenen Mittelweg.

Das Gespräch verlief bis jetzt ruhig, gemütlich fast. Ich sitze, als Teilnehmer einer täglichen Gesprächsrunde über die „Nachrichten des Tages“, im Studio eines Radiosenders in einem gutbürgerlichen Berliner Stadtteil. Alle Themen der Woche werden besprochen, emotionslos und unaufgeregt, obwohl es kurz vor der Bundestagswahl 2017 ist. Bis das eine kuriose Thema an die Reihe kommt.

Noch gibt es das Kreuz auf dem neuen alten Schloss im Berliner Zentrum nicht, doch in den Feuilletons hat in diesem Sommer jeder eine Meinung dazu. Seit 2009 wohne ich jetzt in Deutschland, seit Jahren versuche ich dem niederländischen Leser zu erklären, was in dem großen, doch relativ unbekanntem Nachbarland so alles vor sich geht. Aber dass sich 2017 in der deutschen Hauptstadt ein christliches Kreuz zum heftig diskutierten Thema auswachsen würde, hätte ich mir nicht vorstellen können.

Das Kreuz soll ein Kreuz werden wie viele Kreuze; mit vergoldeten Verzierungen an den Enden und vom Boden aus kaum sichtbar. Solche Kreuze gibt es viel in der Stadt, in Kapellen und Kirchen, auf dem Dom direkt gegenüber dem Schloss. Eigentlich besteht dieses Kreuz auch nur aus „zwei Metallstücken“, wie ein niederländischer Museumsdirektor in Berlin das Thema relativiert.

Aber so einfach ist es nicht, nicht in diesem Sommer, nicht an diesem Ort. Heute steht viel auf dem Spiel, das ist klar. Der Moderator im Radiostudio will meine Meinung jetzt wissen: ein Kreuz, ja oder nein? Seine Frage ist aber doch ein bisschen merkwürdig, denn vor vier Jahren, bei der Grundsteinlegung des Berliner Schlosses, entrüstete sich niemand über das Kreuz darauf. Es war einfach niemandem aufgefallen.

DER WIEDERAUFBAU

„Möge dieser Ort einladend sein für Menschen aller Nationalitäten, Kulturen und Religionszugehörigkeiten“, sagt der Bischof. Vor einem riesigen Stein schlägt er ein Kreuz und fügt hinzu: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.“

Etwa 200 Politiker und Beamte sitzen auf Klappstühlen vor ihm. Gegen die grelle Sonne tragen sie Sonnenbrillen, sie schwitzen in ihren grauen Anzügen und Sakkos. Einige wiederholen leise: „Amen.“ Ein katholischer Geistlicher, der hinter dem evangelischen Bischof auf dem Podest steht, taucht einen Wedel in einen kleinen silbernen Eimer und sprengt Weihwasser über den großen Stein.

Es ist der 12. Juni 2013, und für kurze Zeit scheint es mitten in der deutschen Hauptstadt harmonisch zuzugehen. Denn heute beginnt offiziell der Wiederaufbau des Berliner Schlosses, das über 500 Jahre hier an dieser Stelle, dem Machtzentrum der Könige von Preußen und zwischen 1871 und 1918 der deutschen Kaiser, gestanden hat.

Barock und monumental soll es werden, mit goldglänzenden Kronen über den Fenstern, mit Adlern aus Sandstein an der Fassade und mit einem großen Triumphbogen an der Westseite als Eingangsportal. Oben auf der Kuppel, rund 70 Meter über dem Grund, wird man ein christliches Kreuz anbringen, bedeckt mit Blattgold.

Als der Bundespräsident das Podest betritt, stürmen die Pressefotografen nach vorn. Der 73-jährige Joachim Gauck ist an diesem Tag einer der wenigen, die alles miterlebt haben. Im Laufe seines Lebens haben sich zwei Regimewechsel zugetragen. Vom Nationalsozialismus zum Kommunismus und von der DDR zur neuen Bundesrepublik. Rund um das Schloss sind diese Brüche noch sichtbar, zum Beispiel das Potpourri aus grauen Plattenbauten und modernen Mietshäusern, die nach 1945 in Ost und West die Brachen der zerbombten Stadt geschlossen haben.

Hier, an dieser Stelle, haben nacheinander zwei unterschiedliche Paläste gestanden. Zuerst das alte historische Schloss, das 1950 von der damals noch jungen DDR-Regierung als Abrechnung mit der früheren Monarchie gesprengt wurde. Und ab 1976 dann der Palast der Republik zur Verherrlichung des sozialistischen Staates. Dieser nun, der dritte „Palast“, ist eine Rekonstruktion des ersten – für 600 Millionen Euro das „größte Kulturprojekt Deutschlands“, wie man auch heute wieder stolz betont.

Das Staatsoberhaupt posiert lächelnd hinter dem großen beige-grauen Stein. In diesen Grundstein wurden ein paar historische Steine aus dem Jahr 1443 eingearbeitet, dem Jahr des Baubeginns des ursprünglichen Schlosses. Der Rest ist neu. Gauck nimmt einen Hammer, schlägt dreimal auf den Grundstein und spricht dem Ort seine Wünsche für die Zukunft aus. Sein zweiter Wunsch ähnelt dem des Bischofs: Er wünscht dem Ort „eine lebendige Begegnung der Kulturen der Welt“.

DIE SCHAUKEL AM WASSER

Ich gebe zu: Als ich zum ersten Mal vom Wiederaufbau des Berliner Schlosses gehört habe, musste ich ein wenig lachen. Es kam mir megaloman vor, geradezu absurd, so wenig schien das Ganze mit der Stimmung in der Stadt zu tun zu haben.

Fast täglich radelte ich in den letzten Jahren an der Stelle vorbei, an der das Schloss entstehen sollte. Auf dem Weg von meiner Wohnung im multikulturellen Kreuzberg zu meinem Büro im kosmopolitischen Prenzlauer Berg durchquerte ich das alte Zentrum Ost-Berlins. In den ersten Jahren war dieser Platz leer, nicht einmal vereinzelte Trümmerteile des zwischen 2006 und 2008 abgerissenen Palasts der Republik lagen noch herum. Man sah nichts als eine große sattgrüne Grasfläche, auf der sich Touristen sonnten und Kinder Fußball spielten.

Genau wie die Stadt selbst kam mir auch der Platz wie das Ergebnis einer Tabula rasa vor. Berlin entwickelte sich seit den Neunzigerjahren zu einem Magneten für Abenteurer und Kreative aus aller Welt. Die Stadt war für sie ein großer Spielplatz, um sich frei und ungeachtet von gesellschaftlichem Hintergrund und Herkunft nach Belieben auszuleben; das Zeitalter der großen Ideologien schien vorbei, die Zukunft war postmodern und postnational. Die bewegte Geschichte des 20. Jahrhunderts schien keine Rolle mehr zu spielen.

Nur zufällig fiel mir eine alte Steinmauer am Rand der Grünfläche nahe der Spree auf. Die Steine waren schwarz verfärbt. Eine Treppe führte zum schmalen Ufer hinunter. Dort stand ein Baum, an dem wie ein Sinnbild für die verspielte Freiheit dieser Stadt eine Schaukel hing.

Erst ein paar Jahre später, bei der feierlichen Grundsteinlegung, bemerke ich, dass diese Mauer das letzte Überbleibsel des einstigen historischen Schlosses ist. Seit der Sprengung 1950 hat sie vergessen am Fluss gestanden, bis sie jetzt ihre alte Funktion zurückerhält: als Mauer der Freitreppe des neuen Schlosses.

Ich habe mich geirrt. Die Geschichte ist nicht verschwunden, die Leere mitten in Berlin war nur eine zeitliche Unterbrechung. Die deutsche Hauptstadt ist eifrig dabei, diese Leere zu füllen. Den Anwesenden bei der heutigen Grundsteinlegung ist das auch bewusst: Mit dem neuen alten Schloss bekomme das Zentrum

der Hauptstadt – und damit das gesamte Land – nichts weniger als seine „geistige Mitte“ zurück, wie Peter-Klaus Schuster, ehemaliger Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin und einer der leidenschaftlichsten Befürworter des Wiederaufbaus, mir in einem Interview erklärt.

DIE NATIONALE IDENTITÄT

Zwei Monate vor der feierlichen Grundsteinlegung im Herzen Berlins findet in der niederländischen Hauptstadt ebenfalls eine festliche Zeremonie für ein historisches Gebäude statt. Auch hier wird eine Art Schloss eröffnet: das Rijksmuseum in Amsterdam, nach zehnjährigen Umbaumaßnahmen für 370 Millionen Euro.

Bei der Eröffnung geht es weniger ernst zu als in Berlin. Es wird lauter gelacht, die Stimmung ist ausgelassener, wie in den Niederlanden üblich. Orangefarbenes Feuerwerk wird vom Dach geschossen, und bei der Supermarktkette Albert Heijn gibt es Milchtüten mit der Abbildung von Rembrandts *Nachtwache* zu kaufen.

Aber auch hier wird die Zeremonie zu einem Spektakel von nationalem Interesse. Königin Beatrix schneidet das Band durch, und der Museumsdirektor sagt, das Rijksmuseum sei „für uns alle“. Das Museum soll zum Mittelpunkt des niederländischen Selbstverständnisses werden. Mit Rembrandts *Nachtwache* an erster Stelle brächten die Kunstwerke und historischen Objekte des Museums die Einwohner der Niederlande näher zu sich selbst.

In dieser Hinsicht scheint Berlin eine Hauptstadt wie jede andere europäische Hauptstadt zu sein. Vom neuen Akropolis-museum in Athen bis zu den Plänen für den Wiederaufbau des Sächsischen Palais in Warschau: Zu Beginn des 21. Jahrhunderts werden überall groß angelegte Prestigeprojekte geplant, die Politikern zufolge die „nationale Identität“ unterstreichen sollen,

vorzugsweise mit einem Bezug zu vergangenen Zeiten von historischer Größe.

Peter Ramsauer, damals Bundesminister für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, spricht auf dem Berliner Podest über einen Ausdruck von „Patriotismus“, ein Wort, das in Deutschland bis vor Kurzem kaum benutzt wurde. Vielleicht lässt der resolute Mann aus Bayern deshalb nach seiner Aufzählung der Baukosten wie beiläufig einen nahezu poetischen Satz fallen. Das Schloss, sagt er, bedeute, „dass die Wunden von Deutschland heilen werden“. Im Publikum weiß jeder, was mit „den Wunden“ gemeint ist. Sie sind aus dem Leid des 20. Jahrhunderts hervorgegangen, das die Deutschen im Zweiten Weltkrieg anderen zugefügt haben und das sie selbst als unmittelbare Folge haben erfahren müssen, durch die Bombardierung ihrer Städte.

Denn genau das ist natürlich der große Unterschied zwischen Berlin und anderen europäischen Städten. Es ist ja auch nicht so, als hätte sich Deutschland bis jetzt nicht mit seiner Geschichte befasst; im Gegenteil. Ein Projekt, das ebenfalls mit derart viel politischem Pomp eröffnet wurde, liegt schließlich nur ein paar Hundert Meter vom Schlossplatz entfernt: das Holocaustmahnmal.

2710 Betonstelen stehen in der Nähe des Brandenburger Tors und unweit des Bundestags mitten im Herzen des politischen Berlins. Das Holocaustmahnmal markiert seit seiner Einweihung 2005 den bedeutendsten Aspekt der Nachkriegsdebatte über die deutsche Identität: die Ermordung von sechs Millionen Juden. Das Mahnmal ist de facto eine Warnung: Die Suche nach dem Eigenen mündete in der Ermordung derjenigen, die den Nazis zufolge nicht dazugehörten.

Der Wiederaufbau des Schlosses lässt sich von diesem Teil der deutschen Geschichte nicht abkoppeln. Indem der alte Palast wiedererrichtet wird, kehrt das Land in jene Zeit zurück, bevor alles in die Brüche ging, in die Zeit vor der großen deutschen Schuld. Die Befürworter des Schlosses hoffen, dass sich die Deut-

schen mit den „guten Seiten“ der eigenen Geschichte versöhnen. Die Gegner hingegen befürchteten, dass gerade die schuldvolle Vergangenheit in Vergessenheit geraten könnte.

Nach der Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland 1990 wurde deshalb 23 Jahre lang über den Wiederaufbau dieses Schlosses diskutiert, gestritten, beraten. Und deshalb müssen deutsche Politikerinnen und Politiker genauer nachdenken und heute auf dem Podest feierlichere Worte finden als ihre niederländischen Kollegen, die einfach auf orangefarbenes Feuerwerk und auf mit der *Nachtwache* bedruckte Milchtüten zurückgreifen können.

Das Ergebnis dieses mühsamen Prozesses: Das Schloss wird ein Museum für „Weltkulturen“ beherbergen, das „Humboldt Forum“, mit Kunstwerken aus anderen Weltteilen und ethnografischen Objekten aus Asien und Afrika. Das Humboldt Forum soll nichts weniger leisten, als den „Dialog der Kulturen“ zu fördern. „Mitten in der wiedervereinigten Hauptstadt will sich Deutschland dem Rest der Welt als selbstbewusstes und weltoffenes Land präsentieren“, so die *New York Times*.

Auf dem Podest hinter dem Grundstein wiederholt Klaus Wowereit, Berlins Regierender Bürgermeister im Jahr 2013, die hohen Ansprüche noch einmal nachdrücklich. Die Stadt, die so lange das Symbol für die dunkle Seite des Nationalismus war, für die Verbrechen der Nazis, liefere mit dem neuen Schloss „einen Beitrag zu friedlichen Entwicklungen in der ganzen Welt“.

WAS IST DEUTSCH?

Vier Jahre später ist es mitten in der Stadt mit dieser Harmonie wieder vorbei. Der Aufruhr um das Kreuz im Sommer 2017, wie flüchtig auch immer, lässt sich nicht von der Debatte über die nationale Identität trennen, die in diesem Moment in eine neue Phase getreten ist.

Nach einem konkreten Anlass hierfür braucht man nicht lange zu suchen. Bei der Bundestagswahl 2017 wird das größte politische Tabu der Bundesrepublik seit 1949 gebrochen. Zum ersten Mal sitzt im deutschen Parlament eine Partei, die sich bewusst „rechts von der CDU“ verortet. Die Alternative für Deutschland (AfD) wird mit 12,6 Prozent der Stimmen zur drittstärksten Partei des Landes, direkt hinter den traditionellen Volksparteien CDU und SPD. Die AfD ist damit ungefähr so groß wie die Partei PVV des rechtsnationalistischen Politikers Geert Wilders in den Niederlanden.

Wie unterschiedlich die Gründe hierfür auch sind, in Deutschland entsteht damit eine ähnliche Diskussion wie in den Niederlanden: Mit dem Aufstieg der Rechten ist die Debatte über Identität zu einem emotionalen Schlachtfeld geworden. Eine Entwicklung Richtung einer linksliberalen, multikulturellen Gesellschaft im 21. Jahrhundert war kein Selbstläufer. Die Unterschiede zwischen den Kulturen, die Herkunft der Bevölkerungsgruppen, der Umgang mit dem alten Kulturerbe – wie dem „Zwarte Piet“, dem Gehilfen des Nikolaus in den Niederlanden, oder einem christlichen Kreuz –, das sind die Themen, die seither auch die Diskussionen in Deutschland beherrschen.

„Ich bin sicher nicht der Einzige, der den Eindruck hat, wir hätten seit einigen Jahren einen veränderten Aggregatzustand der medieninduzierten Aufgeregtheit erreicht.“ Der Philosoph Peter Sloterdijk hat das Wort. 2018 gibt er wegen der „Heftigkeit und Giftigkeit“, die in Deutschland und anderen westlichen Ländern die Debatte bestimmten, ein Interview.

Dem Philosophen zufolge rührt die Aufregung von den „virulenten Identitätsproblemen“ her. Die heutige moderne Gesellschaft bestehe mehr denn je aus verschiedenen Gruppen, und all diese Gruppen befänden sich nun miteinander im Konflikt: „Links gegen rechts, der rechte Rand gegen den linksliberalen Mainstream, oben gegen unten, Geschlecht gegen Geschlecht, Inländer gegen Ausländer, Alt gegen Jung.“

Mit anderen Worten: Der Aufstieg von neuen rechten Parteien ist der Anlass für die heftiger gewordenen Emotionen bei der Suche nach Identität im 21. Jahrhundert. Aber er ist nicht die Ursache. Die Ergebnisse der Wahlen zeigen nur die Oberfläche.

DER SEISMOGRAF IN DER MITTE

In den zehn Jahren, in denen ich durch Berlin geradelt bin, habe ich das Schloss entstehen sehen. Zuerst war es nur ein Stück Fassade, dann wurde die Kuppel gebaut, und danach stand plötzlich das ganze Schloss.

Lachen kann ich darüber nicht mehr – dafür ist es zu groß, zu viel, zu aufgeladen. Aber es ist ein ausgezeichnete Ausgangspunkt, um die gegenwärtige Suche nach kultureller Identität zu erforschen. Überall sucht man in einer multikulturellen Gesellschaft eifrig nach dem richtigen Verhältnis zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“, und überall wirkt sich dies direkt auf den Umgang mit der eigenen Geschichte aus.

In Deutschland finden die gleichen Diskussionen statt wie anderswo in Europa, hier aber werden sie aufgrund der vielen historischen Empfindsamkeiten noch extra zugespitzt. Die Argumente sind emotional, mit vielen Verweisen auf berühmte Dichter und Denker und auf berüchtigte Richter und Henker. Als Korrespondent komme ich mir häufig wie der Zuschauer eines tragikomischen Theaterstücks vor, in sicherem Abstand vom ideologischen Säbelrasseln auf der Bühne. Aber es ist schon ein sehr inspirierendes Theaterstück. Die deutsche Dramatik scheint mir ein hervorragender Spiegel für die gleichen Fragen zu sein, die auch in den Niederlanden aufgekommen sind und mit denen auch ich in meinem täglichen Leben konfrontiert werde.

Nirgends ballt sich die deutsche Suche nach Identität so symbolisch zusammen wie in der Mitte der Hauptstadt. Der Platz

rund um das Schloss ist in den letzten 150 Jahren immer wieder der Seismograf der gesellschaftlichen Empfindungen gewesen. Die Visionen der politischen Elite des Landes kommen hier in jeder Epoche zum Ausdruck, aber auch die Angriffe ihrer Widersacher. Immer wieder aufs Neue geht es an diesem Platz in der Mitte um die große Frage, was deutsch ist oder „wer wir sind“.

Eine abschließende Antwort auf diese Frage ist noch immer nicht gefunden. Der Grund hierfür ist einfach: Friedrich Nietzsche, der sich schon Ende des 19. Jahrhunderts gern über die Suche nach der deutschen Identität den Kopf zerbrach, schrieb: „Wenn nämlich ein Volk vorwärtsgeht und wächst, so sprengt es jedes Mal den Gürtel, der ihm bisher sein nationales Ansehen gab.“

Das bedeutet jedoch nicht, dass die Frage nach der Identität besser beiseitegelassen werden sollte, wie es von progressiver Seite oft gefordert wird. Gerade weil sich die Gesellschaft verändert, muss die Frage nach der Identität immer aufs Neue gestellt werden. Die Frage „Wer sind wir?“ ist eigentlich immer mit der Frage gleichzusetzen: „Wer wollen wir sein?“

Der Streit über das Kreuz steht inmitten eines permanenten Stroms von Skandalen und Debatten in Deutschland, die alle „die Identität“ des Landes zum Thema haben. Die Diskussionen über das Schloss seien ein „Psychogramm des heutigen Deutschlands“, wie es der Kunsthistoriker Horst Bredekamp, einer der Gründungsintendanten des neuen Humboldt Forums, umschreibt. Sie drehen sich eigentlich alle um ein und dasselbe: die Frage, welche Richtung das Land einschlagen sollte und welche Symbole dazugehören.

DER DIALOG DER KULTUREN

Bei der feierlichen Grundsteinlegung für das Schloss betritt ein indonesischer Performancekünstler die Bühne. Er hat lange schwarze Haare und trägt ein langes schwarzes Gewand. Neben dem großen Steinblock geht er in die Hocke und schlägt auf einen asiatischen Gong.

Als der Gong verklingt, kommt ein weiterer deutscher Würdenträger auf das Podest. Er ist mit einem altmodischen dunklen Anzug bekleidet und spricht in bayerischem Dialekt. Normalerweise würde man diesen Hermann Parzinger, einer der drei Gründungsintendanten, nicht so schnell in Gesellschaft eines langhaarigen Performancekünstlers vermuten, doch heute verbindet er mit ihm eine Botschaft.

Mit Begeisterung berichtet er, dass der Musiker „seit über 25 Jahren in Berlin wohnt und arbeitet“, umgeben von anderen Künstlerinnen und Künstlern, die aus der ganzen Welt in die Stadt gezogen seien. Das gelte als Beweis, erklärt er den anwesenden Würdenträgern, dass „die Welt längst in Berlin angekommen“ sei. Deshalb „braucht Berlin diesen Ort“, der „für die Menschen auch einen kulturellen Mittelpunkt schaffen kann“.

Die Anwesenden wissen, was das zu bedeuten hat: Der Auftritt soll den „Dialog der Kulturen“ symbolisieren. Der Gong, so Parzinger, werde in dem neuen Humboldt Forum im Schloss ausgestellt sein, wie auch Holzboote aus Polynesien und ein Königsthron aus Westkamerun. Das Forum ist nicht ohne Grund nach den Gebrüdern von Humboldt benannt; Alexander, der welt-

berühmte Forschungsreisende und Autor wissenschaftlicher Bestseller, Wilhelm der Gründer der Universität, Universalgelehrter und Mitbegründer der Museumsinsel, die dem Schloss gegenüberliegt.

Während des Festakts wird ein paarmal ausdrücklich betont: Die Gebrüder Humboldt repräsentieren beide „das Beste von Preußen“, wie Hermann Parzinger es formuliert, und damit auch die gute Seite der deutschen Geschichte. Die Gebrüder Humboldt hätten es verstanden, dass „an einem solchen Ort afrikanische Kunst und Kultur gleichwertig der europäischen und den anderen“ präsentiert werden müssen. Es sei also eine „Botschaft an die Welt, wie Deutschland sich als weltoffenes Land versteht“.

Zur Sicherheit haben die Veranstalter ein paar Stimmen aus dem Ausland eingeholt. Henry Kissinger, der ehemalige amerikanische Außenminister und 1938 wegen seiner jüdischen Herkunft vor den Nazis aus Deutschland geflüchtet, ist per Video zugeschaltet. Auch er gibt seinen Segen: „Ich hoffe, dass das Schloss, wenn es wiederaufgebaut ist, dieselben Ideale fördert, für die es steht.“ Neil MacGregor, damals noch Direktor des British Museum, sagt: „Das ist eine Gelegenheit, eine Herausforderung, nicht nur für Berlin, sondern für ganz Europa.“

Applaus. Eine gewisse Erleichterung ist spürbar. Die ehemalige Residenz des letzten deutschen Kaisers wird wiederaufgebaut – das ist schon in Ordnung, weil es einen Plan für den Inhalt gibt, einen Plan, der keinen Zweifel an den guten Absichten Deutschlands im 21. Jahrhundert lässt. „Wo gibt es das sonst, dass ein Land einer Hauptstadt in ihrem zentralsten Museum sich den Kulturen der Welt öffnet [...]? Ich finde, dieses Unterfangen [...] ist einmalig“, begeistert sich Kulturstatsminister Bernd Neumann. Es ist nicht zu überhören: Hier wird ein politisches Statement abgegeben. Deutschland, so bekunden die Würdenträger gern, sei ein neues Land geworden, bunt und weltoffen.

Etwas befremdlich ist das alles ja schon. Auf dem Podest und unter den Zuschauerinnen und Zuschauern befinden sich fast ausschließlich weiße Männer und ein paar Frauen im gesetzten Alter. Sie applaudieren für den „Dialog der Kulturen“, aber außer dem Mann mit dem Gong und der flotten Moderatorin mit türkischem Migrationshintergrund ist hier von anderen Kulturen nichts zu sehen.

Woher kommt auf einmal diese Begeisterung der Würdenträger für den „Dialog der Kulturen“?

APPLAUS FÜR DEN GEFLÜCHTETEN

Zwei Jahre später schallt der Applaus für andere Kulturen durch das ganze Land. Am 6. September 2015 stehen Münchner Bürgerinnen und Bürger in der Halle des Hauptbahnhofs und klatschen. Hunderte Geflüchtete, unter anderem aus Syrien, kommen an diesem Nachmittag in der Stadt an.

Ein Teil der jubelnden Menge besteht aus linksalternativen Zwanzigjährigen, die Schilder mit der Parole „REFUGEES WELCOME“ tragen. Doch es gibt auch ältere Leute mit einer eher konservativen Ausstrahlung. Sie haben für die Geflüchteten Taschen mit Kuscheltieren und Kleidern mitgebracht.

Die Geflüchteten kommen mit dem Zug aus Budapest. Sie waren dort gestrandet, weil der ungarische Präsident Viktor Orbán sie nicht ins Land lassen wollte. Bundeskanzlerin Angela Merkel befürchtet eine humanitäre Krise und verspricht am 4. September, dass die Geflüchteten in Deutschland willkommen seien. Ein Journalist fragt Angela Merkel, was sie denke, wie die Reaktionen in ihrem eigenen Land auf dieses Versprechen sein werden. Vor laufenden Kameras sagt Merkel, damals knapp zehn Jahre Bundeskanzlerin: „Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsitua-